

Predigt über Johannes 20,11-18

Maria stand draußen am Grab und weinte, und während sie weinte, bückte sie sich ins Grab hinein. Und sie schaute zwei Engel in weiß dasitzen, einer am Kopf und einer an den Füßen, wo der Leib Jesu gelegen hatte. Und sie sagen zu ihr: Frau, was weinst du? Sie sagt zu ihnen: sie haben meinen Herren weggenommen, und ich weiß nicht, wo sie ihn hingelegt haben. Das sprach sie und wandte sich zurück und schaut: Jesus steht da, und sie weiß nicht, dass es Jesus ist. Jesus sagt zu ihr: Frau, was weinst du? Wen suchst du? Da sie meint, es sei der Gärtner, sagt sie zu ihm: Herr, wenn du ihn weggetragen hast, sag mir, wo du ihn hingelegt hast, und auch ich werde ihn wegnehmen. Jesus sagt zu ihr: Maria! Sie wendet sich um und sagt hebräisch: Rabbuni! Das heißt: Lehrer. Jesus sagt zu ihr: halte mich nicht fest! Denn noch bin ich nicht aufgestiegen zum Vater. Geh aber zu meinen Brüdern und sprich zu ihnen: ich steige auf zu meinem Vater und eurem Vater, zu meinem Gott und eurem Gott. Maria aus Magdala kommt und verkündet den Jüngern: ich habe den Herrn gesehen – und dies habe er zu ihr gesagt.

Maria steht draußen und weint. Nun kann sie weinen. Nun kann sie nur noch weinen. Trauer um den Verlust eines geliebten Menschen, Schmerz der Trennung, alle ihre Hoffnung enttäuscht – das bricht jetzt über sie herein, jetzt wo ihr nicht mal seine Leiche bleibt, kein Grab, zu dem man hingehen kann, wenn man sich erinnern möchte. Sie steht ganz draußen, weinend.

Schon in aller Frühe war sie zum Grab gekommen, als es noch finster war. Und es war ja schon seit Tagen finster. Alles, was ihr Leben hell gemacht hatte, war weg. War ihr genommen. Mit Gewalt weggenommen. Der war jetzt tot, der ihr Leben bedeutet hatte. Er hatte Leben ins Leben gebracht. In ihm war Leben, das hatte sie erlebt. Denn ihr eigenes Leben hatte aufgehört, ein beschädigtes und bedrücktes Leben zu sein, mühselig und beladen, erniedrigt und beleidigt. Mag sein, dass sie früher ihr Leben gar nicht so finster, so bitter und bedrückt fand. Mag sein, sie dachte, so ist eben das Leben. Man (oder vielmehr: Frau) muss sich damit abfinden, sich einschränken, nicht zu hoch hinaus wollen, überhaupt nicht hinaus wollen, sondern sich rein finden, drein schicken. Mehr ist nicht drin. So ist das Leben. Das ist der Lauf der Welt.

Aber die Begegnung mit Jesus hatte sie eines Besseren belehrt. Da war ihr ein Licht aufgegangen: Leben – das ist ganz was anderes. Da hatte sie aufgeatmet, sich aufgerichtet. Seine Worte, sein Leben – das war wie Brot, wenn man hungrig ist; wie Wasser, wenn man durstig ist. Eine Quelle, Ströme von Wasser in der Wüste – erst im Rückblick schien ihr das Leben zuvor wüst und leer, verwüstet, verdorrt. Das war doch kein Leben. Wenn das der Lauf der Welt ist – dann läuft eben alles schief. Die Welt läuft schief und muss zurecht gebracht werden, wenn Leben gekrümmt und verbittert wird. Ihr war ein Licht aufgegangen, sie war wie neu geboren. Sie wusste: es ist doch mehr drin – denn in ihm war Leben in Fülle. Und dass dieses Leben das Licht der Welt war, daran hatte sie keine Zweifel, denn es war ja das Licht ihres Lebens, das musste doch auch all denen aufleuchten und einleuchten, die noch im Finstern saßen, im Dunkeln tappten. Aber dieses Licht war erloschen. Es war ausgelöscht worden, mit Gewalt. Weggenommen.

Vielleicht ist Maria zum Grab gegangen, um zu weinen und um weinen zu können. Ein paar Kapitel vor unserem Text hören wir von einer Maria, der Schwester des Lazarus. Sie sitzt in ihrem Haus und trauert, steht aber plötzlich auf und geht weg. Ihre Besucher, gekommen um mit ihr zu trauern und sie zu trösten, vermuten: sie geht zum Grab, um dort zu weinen. Das stimmte allerdings nicht. Sie hatte gehört, dass Jesus kommt, und wollte ihn sehen. Doch als sie ihn sieht, muss sie wirklich weinen, und die, die mit ihr gingen, weinen auch. Jesus ist ganz durcheinander und aufgebracht durch dieses Weinen und fragt, was Maria in unserem Text auch

fragt, immer wieder fragt: wo habt ihr ihn hingelegt? Und als er am Grab steht, muss auch Jesus weinen, befiehlt dann aber: nehmt den Stein weg.

Das erste, was Maria an diesem Morgen noch im Finstern sieht, ist: der Stein ist weg. Doch das ist für sie keine frohe Botschaft, sondern ganz entsetzlich. Sie haben den Herrn weggenommen, schließt sie aus diesem Anblick – und wir hören in diesem Entsetzensschrei mehr als die Befürchtung, der Leichnam Jesu könnte gestohlen sein, hören die Trauer darüber, dass der tot ist, ihr geraubt, der ihr Leben lebendig gemacht hat und hell: sie haben den Herrn weggenommen – aus dem Leben, auch aus meinem Leben. Das berichtet sie zweien seiner Jünger, dem Petrus und jenem namenlosen Jünger des Johannesevangeliums.

Die beiden haben wohl schon zu Jesu Lebzeiten darum konkurriert, Lieblingsjünger zu sein, und beide liefern sich nun einen seltsamen Wettlauf zum Grab: der eine ist als erster da, geht aber nicht hinein, bückt sich nur, um hinein zu sehen. Der andere kommt als zweiter an, geht aber als erster hinein, und das tut dann auch der erste. Die beiden sehen nur die Leichentücher und verstehen gar nichts. Und so gingen die Jünger wieder nach Hause, heißt es lakonisch und wohl auch etwas ironisch. Anders Maria. Sie beteiligt sich nicht an dieser Konkurrenz der Männerwelt. Sie bleibt da außen vor, steht draußen und weint. Doch auch sie bückt sich, um hinein zu sehen. Sie aber sieht nicht Leichentücher, sondern zwei Engel in Weiß, zwei Boten Gottes. Sie sieht das Gegenbild der beiden Jünger, die nicht zu Boten Gottes werden konnten, weil sie nichts verstanden hatten – und es ist leicht vorstellbar, was sie ihr entgegnet hätten: Engel in weiß? Du meinst wohl die Leichentücher!

Doch auch die beiden Engel künden ihr keine Botschaft, sondern stellen ihr eine Frage: Frau, was weinst du? Doch diese Frage ist eine Botschaft Gottes, sie stellt Maria und ihr Weinen in Frage. Vielleicht sollte die Frage bedeuten, dass es nun nichts mehr zu weinen gibt; dass nicht „sie“ den Herrn weggenommen haben, sondern dass der Herr alles weggenommen und weggetragen hat, was zum Weinen ist. Maria sagt ihnen dasselbe, was sie ihren Gegenbildern, den beiden Jüngern gesagt hatte: sie haben meinen Herrn weggenommen, und ich weiß nicht, wo sie ihn hingelegt haben. Sie wartet nicht ab, was die beiden zu sagen haben mögen, wendet sich weg vom Grab, weg vom Bereich des Todes, zurück zum Leben. Und da, nicht bei den Toten, sondern bei den Lebenden, sieht sie Jesus, weiß aber nicht, dass es Jesus ist. Zweimal hatte Maria ihr Nichtwissen beklagt: ich weiß nicht, wo sie ihn hingelegt haben. Nun nennt der Erzähler ihr wirkliches Nichtwissen: sie schaut Jesus und weiß nicht, dass es Jesus ist.

Sie hält ihn für den Gärtner, und das ist ein bedeutungsvolles Missverständnis. Ein Gärtner ist jemand, der hegt und pflegt, bewässert und behütet, fürs Aufblühen sorgt. Jesus hatte Dürstenden lebendiges Wasser versprochen, und Maria hatte erlebt, wie sie in seiner Gegenwart lebendig wurde, aufblühte. Johannes betont, dass das Leiden und Sterben Jesu im Garten geschah. Er berichtet nicht nur wie die anderen Evangelien, dass Jesus nach dem letzten Mahl mit seinen Jüngern in einen Garten ging, ein Garten, in dem er sich oft mit seinen Jüngern versammelte, der dann zum Ort seines Verrats und seiner Verhaftung wurde. Er erzählt auch, am Ort seiner Kreuzigung sei ein Garten gewesen, und in dem Garten ein neues Grab, in das Jesus gelegt wurde. Er spielt damit darauf an, dass der Garten biblisch Bild und Inbegriff blühenden Lebens ist, das Paradies, der Garten Eden: heut schleußt er wieder auf die Tür zum schönen Paradies. Es ist darum nicht nur unser heidnisches Erbe, sondern auch biblisch, wenn wir das Osterfest, das Fest der Auferstehung, mit Symbolen des Frühlings, der wieder erwachenden, wieder aufblühenden Natur bebildern – auch wenn Ostern dies Jahr leider in den Winter zu fallen scheint.

Jesus wiederholt die Frage der Engel. Auch Fragen – was weinst du? Wen suchst du? – können frohe Botschaft sein. Suchst du bloß einen toten Mann, einen gesalbten Leichnam, eine Mumie, ein Denkmal – oder den lebendigen Gesalbten, den Messias? Doch trotz ihrer paradiesischen Assoziationen ist Maria befangen in der alten Welt, im Reich des Todes, wo wir Menschen

einander wie Gegenstände behandeln, besitzen, wegnehmen, wegtragen: Herr, wenn du ihn weggetragen hast, sage mir, wo du ihn hingelegt hast, und ich werde ihn wegnehmen. Gebt mir meinen Jesus wieder – eine solche Wiedergabe, Wiederbringung kann sich Maria nicht anders denken, als dass nun auch sie ihn wegnimmt. Als wollte der Erzähler uns sagen: solange wir Jesus darauf festlegen, geradezu festnageln, fixieren darauf, dass er tot ist, können wir den Lebendigen nicht erkennen. Aber das wäre nicht die Osterbotschaft – viel zu moralisch und pädagogisch, auch zu humorlos, um wahr zu sein. Das Osterlicht, das die ganze Bibel durchstrahlt, die Osterluft, die die ganze Bibel atmet, zeigt sich auch daran, dass es in ihr ein strenges wenn – dann oder wenn nicht – dann nicht auf der ganzen Linie nicht gibt.

Auffällig aber ist, in wie vielen Ostererzählungen Menschen Jesus nicht wiedererkennen, die ihn noch vor wenigen Tagen gesehen hatten. Jesus ist nicht in das alte Leben zurückgekehrt, er lebt ein neues Leben, ein Zukunftsleben, das den Tod bereits hinter sich gelassen hat, das uns darum völlig fremd und unbekannt ist. Doch Jesus durchbricht und überwindet diese Fremdheit, indem er Maria bei ihrem Namen ruft. Da erkennt sie ihn. Sie nennt ihn Rabbuni, Lehrer, denn es war sein Lehren, das Licht und Leben in ihr Leben gebracht hat. Du tust mir kund den Weg zum Leben. Du hast Worte ewigen Lebens.

Die ersten Zeugen, Zeuginnen der Auferstehung hatten es nicht leichter, nicht besser als wir. Wir Spätgeborenen sind nicht im Nachteil. Auch für uns hängt alles daran, dass er uns bei unserem Namen ruft, uns mit seiner lebendigen Stimme anredet. Sonst bleibt die ganze Geschichte Vergangenheit, keine Befreiung, bleibt Jesus ein toter Mann, ein Ding, eine Sache, die wir in Besitz nehmen oder die uns gestohlen bleiben kann, eine Sache, die wir in die Hand nehmen, organisieren und betreiben, die aber niemanden tröstet, aufrichtet, lebendig macht.

Er entzieht sich ihrem Zugriff: halte mich nicht fest! Es handelt sich nicht um Berührungängste – wenige Verse später wird er seinen Jünger Thomas ausdrücklich auffordern, ihn zu berühren –, sondern es gehört zu diesem neuen Leben, dass es unverfügbar ist, frei, dass Jesus nicht habbar und nicht handhabbar ist, nicht in unserem Besitz. Stattdessen nimmt Jesus Maria in Beschlag, sein Ruf ist zugleich eine Berufung. Er macht sie zum eigentlichen Osterengel dieser Geschichte. Sie geht nun hin und verkündet den Jüngern, was sie gesehen und gehört hat, genauer: was sie gehört und daraufhin auch gesehen hat. Jesus nennt seine Jünger hier zum ersten Mal seine Brüder – das bedeutet, das bewirkt sein Aufstieg zum Vater: dass sein Vater auch unser Vater wird, sein Gott auch unser Gott. Wir sind adoptiert.

Alle Ostergeschichten sind Frauengeschichten. Ihnen erscheint der Herr zuerst, sie macht er zu Kunderinnen an seine geflohenen und verleugnenden Jünger. Und erst als die den Frauen nicht glauben, die Auferstehungsbotschaft für ein Phantasieprodukt überspannter, hysterischer Weiber halten – da erscheint er auch den Männern und beschimpft ihren Unglauben. Dieser Vorrang der Frauen ist Teil der Osterbotschaft, drückt aus, dass seine Auferstehung wirklich Umwälzung, Revolution, Umkehrung einer verkehrten Welt ist: Die fast immer und fast überall Letzten sind hier die Ersten.

Das ist Ostern: Eine weinende Frau wird zum Engel des Herrn; ein Klageweib wird Freudensbotin. Maria aus Magdala, die draußen steht und weint, der sie den Herrn weggenommen haben und damit alles, was ihr Leben hell gemacht hatte – sie strahlt wieder, strahlt Osterlicht aus, an alle.

Ihr werdet weinen und klagen, hatte Jesus seinen Jüngern angekündigt, und die Welt, wie sie ist, die verkehrte Welt: die Todeswelt wird lachen, wird sich mal wieder ins Fäustchen lachen. Aber: eure Trauer soll in Freude verkehrt werden, und diese Freude wird euch niemand – wegnehmen.

Amen.